

Zeitschrift: Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde
Band: 38 (1976)
Heft: 12

Artikel: Hilarie Bellocs Solothurner Impressionen
Autor: Grob, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-861977>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zeitgeschichtliches Dokument geschaffen, denn ältere Abbildungen solothurnischer Bauten ausserhalb der Stadtmauern sind selten. *Eduard Müller* von Ellenhausen, wie man ihn nach seinem Geburtsort (1851) in der Nähe von Darmstadt in der Kunstgeschichte bezeichnet, hat es an einem frohmütigen Sommermorgen den Einheimischen offensichtlich gleich getan: er wanderte zur Schützenmatt hinab. An der Böschung, die zur heutigen Rötistrasse aufsteigt, baute er seine Staffelei auf. Mit meisterlicher Hand hat es der Maler verstanden, die friedlich gelöste Stimmung einzufangen. Gebäude, Scheibenstand, Baumgruppen und Personenstaffage hat er — rechts noch mit einem duftigen Ausblick auf die Aare — mit grossem Können in sein Bild gefasst. Stil und Farbgebung verraten die damals hochberühmte Düsseldorfer Schule, doch sind schon gewisse Anklänge an den frühen Impressionismus spürbar. Eduard Müller war ein mit Recht zu seiner Zeit geschätzter Landschaftsmaler, dessen Werke in mehreren deutschen Museen (vorwiegend in der Gegend von Frankfurt) zu sehen sind. Das 39x70 cm messende Bild vom Solothurner Schützenhaus gelangte schon 1885 nach Bern, wo es lange in Privatbesitz schlummerte. Die Schönheit dieses Gemäldes und des dargestellten Motivs führt uns vor Augen, was wir verloren haben und wiedergewinnen könnten!

Hilaire Bellocs Solothurner Impressionen

Von FRITZ GROB

Zu den Besuchern Solothurns gehören u. a. Persönlichkeiten, die durch ihren skurrilen Humor oder durch ihre Abseitigkeit berühmt geworden sind: der Italiener Casanova, der Franzose Alexandre Dumas, der Schweizer Robert Walser. Zu ihnen gesellt sich um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert der englische Historiker, Romancier und Reiseschriftsteller Hilaire Belloc. Trotz seines umfangreichen Werkes — man spricht von 150 Bänden — ist er auf deutschem Sprachgebiet kaum bekannt geworden. Der Grund mag darin liegen, dass nur wenige seiner kulturpolitischen Werke deutsche Leser anzusprechen vermochten. Die Abhandlung «Die Krise unserer Kultur» fordert die Rückkehr hinter die Reformation zu einem mittelalterlichen Christentum unter der Führung Roms; der journalistische propagandistische Ton überwuchert dabei den wissenschaftlichen Gehalt. Ebenso unausgewogen und umstritten ist eine vierbändige «Geschichte Englands». Neben dem satirischen Roman über die englische Politik «Vorsicht — wir werden beobachtet» (*But soft — we are observed*) wurde auch das Reisebuch

«The pass to Rome» ins Deutsche übertragen. Es ist unter dem Titel «Der Weg nach Rom» in der Herder-Bücherei erschienen [1]. Hier deuten schon Titel und Verlag auf die weltanschauliche Position Bellocs hin. Seinen Katholizismus und seine Treue zur römischen Kirche hat er nie verleugnet.

Sigismund von Radecki schreibt über ihn: «Es gibt einen Typus des Alleswissers, der meist eine gesellschaftliche Plage bedeutet, so dass man sich an das Wort erinnert fühlt: ‚In einen hohlen Kopf geht viel Wissen‘. Doch zuweilen trifft sich’s, dass der Polyhistor sein Wissen nicht durch blosses Umladen, sondern kraft einer nimmermüden Denkenergie erworben hat, und dann wird aus einem zweibeinigen Nachschlagewerk ein homo sapiens, in dem sich alles Menschenbemühen noch einmal zusammenfasst. Solch ein Mensch war Hilaire Belloc.

Vieles traf zusammen, damit er so werden konnte. Belloc war ein Wanderer — in buchstäblichem Sinne, denn er ist immer wieder zu Fuss durch England, Frankreich, Spanien, Nordafrika gezogen, mit offenen Augen, welche Landschaft, Geschichte, Menschentum und Atmosphäre mit einem Blick in sich aufnehmen. Seine besondere Lust war dabei, alte Römerstrassen durch Äcker und Wiesen zu verfolgen, zu suchen und wieder aufzufinden. Das ist ein symbolischer Zug, denn genau so spürte er in Geschichte und Weltgeschehen die immer noch vorhandene Unterstruktur jenes Römischen Weltreiches auf, das auch heute in uns weiterlebt. . . .

Dieser Seher, voll von Bildern, Geschehnissen und Menschen, war auch ein Glaubender, ein liebender Sohn der katholischen Kirche. Der Glaube war das eigentliche Primum movens in Bellocs ganzer Tätigkeit.

Er nannte sich stolz ‚reaktionären Revolutionär‘. Und wenn das Christentum schon ein Quell des Humors ist — eben weil im Heiland alle Gegensätze, alle Humore überwunden sind —, wie erst muss dann ein englischer Christ Humor haben, da doch diese feuchte Insel schon von Natur ein Stelldichein des Gelächters bildet!» [2]

Hilaire Bellocs Wandertrieb erklärt sich nicht nur aus der unbändigen Lust des Engländers, die Menschheit und die Welt in ihrer ganzen Vielfalt kennenzulernen, ebensowenig wie sein strammer Katholizismus: er ist auch biographisch bedingt. Belloc ist gleichsam ein Bürger zweier Welten. Er wurde am 27. Juli 1870 in St-Cloud bei Paris geboren. Mit 8 Jahren kam er nach England, besuchte von 1882–1887 die Schule der katholischen Kongregation der Oratorianer in Birmingham und ging dann nach London, um Journalist zu werden. Seinen Militärdienst wiederum absolvierte er in Frankreich, bezog dann das Balliol College in Oxford, um Geschichte zu studieren. 1903 erwarb er die britische Staatsbürgerschaft und wurde 1906 als liberaler

Abgeordneter ins englische Unterhaus gewählt. Bereits 1910 kehrte er der öffentlichen Politik den Rücken, um sich ganz den Studien und der Schriftstellerei zu widmen. Er starb nach langer Krankheit, die auch seine geistige Arbeit behinderte, am 16. Juli 1953.

Angesichts seiner Romtreue durfte unter seinen vielen Reisen eine Pilgerfahrt nach Rom nicht fehlen. Dass er sie von Frankreich aus unternahm, ist kein Zufall. Auf einer seiner Wanderungen suchte er auch den Heimatort St-Cloud und dessen alte, baufällige Kirche wieder auf, «denn eines Menschen Geburtsort ist die Nusschale seiner Seele und seine Kirche ist der Kern dieser Nuss. . .»

Hinter dem Hochaltar entdeckte er eine Statue «Unserer lieben Frau, so aussergewöhnlich und so verschieden von allen, die ich je zuvor gesehen hatte, so ganz die Seele meines Tales verkörpernd, dass ich ausser mir geriet und das Gelübde tat, eine Pilgerfahrt nach Rom zu machen: ‚Um meine Sünden abzubüssen, will ich von dem Ort aufbrechen, wo ich meinen Waffendienst ableistete, ich will den ganzen Weg zu Fuss gehen und keinen Vorteil ziehen aus irgend einem Ding, das Räder hat, ich will auf hartem Lager schlafen und am Tag dreissig Meilen zurücklegen’».

Der Ort seines Waffendienstes war Toul im Tal der Mosel. Gemäss dem französischen Sprichwort «ce n'est le premier pas qui coûte» brach er in den ersten Tagen des Juni 1901 von Toul auf. Das Moseltal zeigt in seinem oberen Teil ziemlich genau Richtung Rom. Das brachte Belloc auf die ausgefallene Idee, die Reise genau der Luftlinie folgend zurückzulegen. Das Buch ist denn auch mit von ihm selber gezeichneten Kartenskizzen versehen, die immer wieder die Luftlinie festhalten. Dieser Vorsatz führte ihn zunächst bergauf, bergab über Epinal und die Vogesen nach dem Ballon d'Alsace, und von dort aus über Belfort und Moutier nach dem Weissenstein und Solothurn. Solothurnisches Gebiet erreichte er freilich nur, weil die topographischen Verhältnisse ihn zwangen, seinem Versprechen, die Luftlinie einzuhalten, untreu zu werden. Genau gezogen, verläuft die Luftlinie von Glovelier aus einige Kilometer westlich an Moutier und Solothurn vorbei. Sie hätte Belloc in unwegsames Gelände geführt. So war er gezwungen die Talstrasse nach Gänsbrunnen zu wählen. Ohne das wäre unsere Literatur um die eindruckliche Beschreibung eines Weissensteinerlebnisses und einige, wenn auch nicht sehr bedeutsame, Solothurner Impressionen ärmer. Auch dem anderen Gelübde, «kein Ding, das Räder hat», zu benützen, wurde er gelegentlich untreu. Um wenigstens den Schein zu wahren, hängte er sich so an einen Wagen an, dass die Füsse noch den Boden berührten. Von Como nach Mailand benützte er sogar die Eisenbahn.

Von solchen Episoden her ist es begreiflich, dass Belloc als Humorist und Satiriker in die Literatur eingegangen ist. In seinem «Weg nach Rom» schlägt sich indessen sein Witz in einer Art nieder, die das Buch stellenweise zu einer beschwerlichen Lektüre macht. Belloc spricht den Leser direkt an. Was er mit der Du-Form an Unmittelbarkeit gewinnt, geht wieder verloren, wenn er seinen fiktiven Adressaten über das, was er beobachtet hat, in ein umständliches Gespräch verwickelt, in dem ausser vom direkten Anlass von allem Möglichen die Rede ist: Er spricht von der Landschaft, schildert die Kontakte mit den Menschen, denen er begegnet, um ihre Eigenheiten, ihr Brauchtum, ihre politischen und religiösen Überzeugungen kennenzulernen, wobei er sich über die Ergebnisse seiner Neugierde, darin Gotthelf ähnlich, mit dem «lector» lebhaft auseinandersetzt. So über die Form der Fenster über der Krypta der romanischen Kirche von St-Ursanne, die ihm zum Anlass werden, in einem breit angelegten Exkurs über Wesen und Funktion von Fenstern überhaupt zu philosophieren. Ein weiteres Beispiel ist die ausführliche Analyse des Entsetzens, das ihn beim verbotenen Überschreiten der Eisenbahnbrücke über das Doubstal bei St-Ursanne packt. Zu den Eigentümlichkeiten seines Reisetils gehört auch, dass er die Nächte häufig im Freien verbringt.

Als «die erste wirkliche Etappe» seiner Pilgerfahrt bezeichnet er den Ballon d'Alsace. Er ist der Berg, «der in die Schweiz hinüberblickt». «Vor mir, nach Süden und Osten erstreckte sich eine grosse Ebene mit der Festung Belfort in ihrer Mitte. . . An der andern Seite dieser Ebene verlaufen die Berge des Jura, die für die Schweiz wie eine nördliche Schutzmauer sind, und gerade bevor *du* sie erreichst, ist die Grenze. Das Juragebirge besteht, Falte um Falte, aus hohen Kalksteinrücken, Tausende von Fuss hoch, alle parallel zueinander, mit tiefen Tälern, Tausende von Fuss tief, dazwischen; und hinter seinem letzten jähren Abfall breitet sich die Flussebene der Aare aus.»

Gänsbrunnen

Die erste Rast auf Solothurner Boden macht Belloc in Gänsbrunnen: «Ich gelangte zu einem Einschnitt in den Bergen, und es gab dort ein paar Häuser, und eines dieser Häuser war ein Gasthaus. Gerade bei dem Gasthaus machte der Weg eine scharfe Biegung talaufwärts; der allerletzte Abhang des Jura, der letzte parallele Rücken lag direkt vor mir, ganz feierlich, dunkel und bewaldet und bildet eine hohe scharfe Linie gegen Mittag. Um ihn zu überschreiten, gab es nur einen ungefähren, eher irreführenden Pfad, der Berg hiess Weissenstein.

Daher kehrte ich vor dieser Anstrengung, die mich über Tausende von Fuss hinaufführen sollte, in das Gasthaus ein, um Wein zu trinken und meinen Instinkt zu stärken. . .»

Hier hat er eines jener unerfreulichen Erlebnisse, die Belloc für die Bevölkerung des Jura bezeichnend scheinen, für ihn selber aber typisch sind, denn es ist schwer herauszufinden, waren die Leute wirklich so unfreundlich, oder glaubte Belloc, sich unter Halbwilden zu befinden, denen man möglichst grob begegnen musste. Hier eine Episode für viele, die dem gleichen Schema folgen:

«Eine sehr alte Frau, die das Aussehen einer Hexe hatte, sass an einem dunklen Tisch neben dem kleinen, durch ein Kreuz geteilten Fenster des dunklen Raumes. Sie summt vor sich hin, und ich machte das Zeichen gegen den bösen Blick (sic!) und fragte sie auf französisch nach Wein; aber französisch verstand sie nicht. Auf gut Glück zwei Worte herausfischend, die wie das englische ‚weiss‘ und ‚rot‘ klangen, sagte ich nach dem letzten ‚Jaa‘ und nickte, und sie brachte ein Glas ausserordentlich guten Rotweins herbei, das ich schweigend trank, während sie mich unsicher beobachtete.

Dann bezahlte ich ihr mit einem Fünf-Francis-Stück, und sie gab mir rasch eine Menge Kleingeld heraus, bei dem ich, als ich es nachzählte, ein griechisches Fünfzig-Lepta-Stück fand, ganz augenscheinlich aus Blei. Dieses hielt ich ihr zornig vor Augen und (nicht ohne Mut, denn es ist gefährlich, sich mit den dunklen Mächten einzulassen) sprach ich ihr langsam den vertrauten Vers, den der wohlbekannte Satiriker Empiricus für alle Zeiten in seinen jetzt klassischen Attacken gegen die Grammatiker gebraucht hat; und ohne irgendeinen alexandrinischen Unsinn der Akzente rezitierte ich ihr (auf griechisch):

‚Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich klein‘, und so verliess ich sie verblüfft vor Reue oder Scham.» Während er hier der Wortmagie vertraute, hatte er vorher in Glovelier in einem ähnlichen Fall das Kreuzeszeichen geisterbannend eingesetzt. Ob die hexenhafte Frau den Sinn der Wortzeichen verstand, ist zu bezweifeln. Belloc ging hinaus «in den Sonnenschein», und mit dem Überschreiten eines fliessenden Wassers brachte er sich aus dem Bereich ihrer Macht. Wer hier stärker der Furcht vor unheimlichen Mächten verfallen ist, ist schwer auszumachen. Die Episode spielt zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Belloc ist aufgeklärter Franzose und Engländer in einem. Doch scheint er mehr Aberglauben ins 20. Jahrhundert hinüber genommen zu haben als die Wirtin von Gänsbrunnen, die er für eine Hexe hielt.



Die Vision

Durch seine Beschwörungsformel beruhigt, setzt er den Weg nach dem Weissenstein fort. In raschem direktem Aufstieg überwindet er die Waldkulisse und erreicht die Bergweiden: der Pfad verlor sich «in ein schönes, offenes Rasenstück, das der eigentliche Gipfelpunkt des Jura war und die Bekrönung des vielfältigen Walls, der die Schweizer Ebene verteidigt». Vom Kurhaus und den Berghöfen ist nirgends die Rede. Was aber folgt, ist vielleicht die schönste und gefühlvollste Schilderung, welche die Aussicht vom Weissenstein je erfahren hat. Vergessen ist das Böcklinsche Spiel von Spittlers Göttern auf der Rötiflüh, vergessen der gallische Witz eines Alexandre Dumas, der in seiner Naturdarstellung nie über die kühle, rationalistische Betrachtungsweise hinauskommt, die nur eine momentane Neugierde stillt. Bellocs Schilderung ist durchwirkt von einem tiefen pantheistischen Naturgefühl, das aus einem frommen Herzen steigt. Er erlebt eine jener grossen Offenbarungen, «die uns plötzlich auf die höhern Dinge hinweist und hernach fest in unserm Gedächtnis haften. . . Zwischen den Zweigen der Bäume vor mir bot sich mir am Himmel ein Anblick, der mir den Atem stocken liess. . . In der Ferne zeigte sich wie eine Verheissung ein unerwarteter Glanz.» Dann geht sein Blick nach unten: «Die Buchen, eine unter der andern stehend, glitten wie eine breite Kaskade auf die Kalksteinklippen zu, die unterhalb meiner Sicht noch weiter hinabtauchten. Ich blickte in diese eingerahmte Schlucht und lobte Gott. Denn dort unter mir, Tausende von Fuss unter mir, schien sich eine unermessliche Ebene zu erstrecken, an ihrem gegenüberliegenden Ende wurden die Horizontlinien sichtbar und der blasse bläuliche Himmel, der über diesem Horizont schwebte. Nebel und Schatten zeichneten sich in ihm ab.» Die Schilderung steigert sich nun zu einem überschwänglichen Lob Gottes und der Schöpfung:



«Man sah den Himmel hinter diesem Rand der Welt an Reinheit zunehmen, je höher er sich wölbte. Aber ganz oben . . . erschienen Spitzen und Flächen und Nadeln aus blankem Eis, fern, fern von der Erde. Himmel unter sich und Himmel über sich, eine standhafte Legion, funkelten sie wie gerüstete, unerschütterliche Himmelsheere, erhoben sie sich wie die Mauern von Eden.

So klein sind wir, wir Menschen: so sehr sind wir in unsere schmutzigen, kleinen Interessen vertieft, dass wir meinen, mit Zahlen und Aufzählungen, Raum oder Zeit zu begreifen. . . Hier waren diese grossartigen Schöpfungen Gottes, ich meine die Alpen, die ich jetzt zum erstmal, von der Höhe des Jura aus, sah . . . sie konnten einen mit der heiligen Scheu vor übernatürlichen Dingen lähmen; und wie ich sie anstaunte, vergass ich die dem Himmel zugehörenden Dinge vor ihrer Gegenwart.

Mit welcher Gemütsbewegung soll ich dieses Staunen vergleichen? So entdeckt man bei der ersten Liebe, dass dies zu mir gehören kann.

So hoch erhoben, den Himmel über sich und unter sich, Teil des Himmels, aber auch Teil von Uns, schufen die grossen Gipfel eine Verbindung zwischen jenem nach Heimat strebenden, kriechenden Teil in mir, der Weinberge und Tänze liebt und ein langsames Schlendern durch Wiesen und jenem andern Teil, der nur im Himmel richtig zu Hause ist.»

Wer erinnert sich an dieser Stelle nicht an die Vision von Aenneli in Gotthelfs «Geld und Geist», wo Himmel und Erde vor ihren Augen miteinander verschmelzen und der Mutter von Liebiwyl einen Ausweg aus ihrem Familienleid zeigen? Belloc fährt weiter:

«So betrachtet, verbinden uns die Alpen in ihrer Grossartigkeit in gewisser Weise mit der eigenen Unsterblichkeit. . . Lasst es mich so formulieren: ich sah von der Höhe des Weissenstein gleichsam meine Religion: Damit

meine ich Demut, Todesfurcht, den Schrecken der Höhe und der Ferne, die Glorie Gottes, das unbegrenzte Vermögen zu empfangen, woraus jener göttliche Durst der Seele entspringt; meine Sehnsucht also nach Vollendung und mein Vertrauen in die zweifache Bestimmung des Menschen. Denn ich glaube, dass wir, die wir zu lachen befähigt sind, eine grosse Verwandtschaft mit dem Höchsten haben; und dieser fortwährende Kampf ist es, der in der Seele eines gesunden Menschen zu einer Quelle der Fröhlichkeit wird.

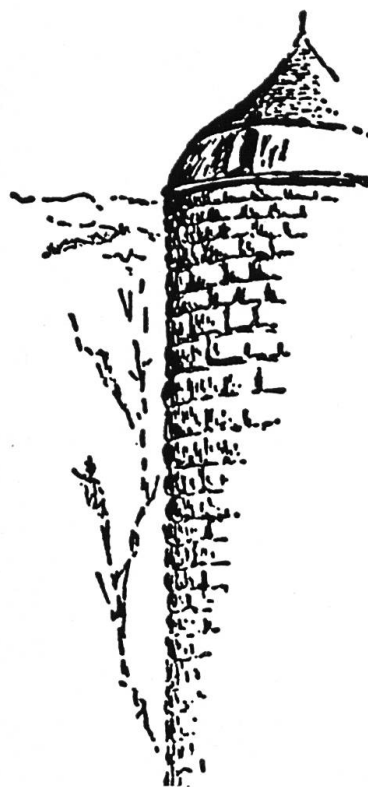
Weil ich nun so ein Wunder schauen konnte und es solche Dinge in meinem Geist bewirken konnte, darum würde ich eines Tages ein Teil von ihm sein.» [3]

Die mystische Verzückung, wie sie hier Belloc darstellt, konnte nicht andauern. Das Weissensteinerlebnis ist der Höhepunkt in Bellocs Solothurner Impressionen. Was noch folgt, ist matter Abgesang, ein Purzelbaum zurück in die Wirklichkeit. Denn plötzlich erinnert er sich wieder an sein Vorhaben und beschleunigt seine Schritte. Die Beobachtungen werden knapper. Wohl glaubt man zu erkennen, dass er zum Abstieg den steilen Fussweg vom Nesselboden nach Rüttenen benutzte: «Ich arbeitete mich im Zickzack abwärts, durch eine Art Rinne, die zunächst zu einer Stelle, wo die Kalksteinklippen abbrechen, und dann weiter führte bis zur Stadt Solothurn.» Am Weg entdeckt er die ersten Häuser. «Fast bei jedem von ihnen gab es ein kleines Wasserrad. . . Das Wasserrad setzte in den meisten Fällen eine einfache kleine Maschine zum Sägen der Bretter in Gang; in andern Fällen jedoch schien es für irgend einen Zweck im Innern des Hauses genutzt zu werden, vielleicht zum Spinnen. Dieser ganze Ort war voller Geschäftigkeit, und die Menschen sangen und redeten bei ihrer Arbeit in deutscher Sprache.»

Von Solothurn nach Burgdorf

In Solothurn selber scheint ihn wenig beeindruckt zu haben. Die Knappheit der Hinweise entschuldigt er mit dem stereotyp durch das ganze Buch wiederholten Satz: «Dieses Buch kann nicht endlos weitergehen, obgleich es eine Menge darüber zu sagen gäbe.» Immerhin findet er Zeit, einen der Schanzentürme zu zeichnen und einige treffende Bemerkungen und Vergleiche mit andern Orten anzubringen. Solothurn «zeichnet sich durch den Eindruck von einträchtig bürgerlichem Leben aus, den ich schon in allen diesen Schweizer Städten gewonnen hatte; ungeachtet dass die Leute sagen, hier und da sei noch Mittelalterliches zu finden. Ich meinerseits finde es nirgends, ausser dort, wo die Demokratie es zu bewahren gewusst hat. Des-

halb habe ich das Mittelalter in den kleinen Städten Nordfrankreichs als besonders lebendig empfunden, und ich habe das Mittelalter gesehen in der Universität von Paris. Auch hier in der Schweiz. So wie ich es in St-Ursanne getroffen, so traf ich es auch jetzt in Solothurn. Es gab hohe Tore, die die Stadt flankierten, und es gab am Abend den ununterbrochenen Lärm von Stutzen, mit denen in der Schweiz immer und ewig geschossen wird.» So wenig es ist: mit dem Hinweis auf die Geschäftigkeit und den Schiesslärm stösst Belloc ein kleines Fenster zur Gegenwart auf, was bei den andern Gästen, die über Solothurn geschrieben haben, kaum geschieht. Es muss an der Stadt selber liegen, dass sie den Besucher in erster Linie zu geschichtlichen, rückwärts gewandten oder ästhetischen Betrachtungen veranlasst.



Von den Bauwerken fällt ihm nur eine Kirche auf: St. Ursen, deren Namen zu erraten, er dem Leser überlässt. Über ihr gewahrt er «etwas Schreckliches aus dem siebzehnten Jahrhundert, nämlich das Wort JEHOVA in grossen hebräischen Buchstaben in ihrer Front». Tatsächlich war der Name des jüdischen Gottes bei der Renovation von 1838 an der Stelle eines palmengeschmückten Christusmonogramms im Giebelfeld der Westfassade angebracht worden. Erst bei der Renovation von 1935 war JEHOVA wieder durch das einfache Christuszeichen ✝ ersetzt worden [4]. Bellocs Erschrecken über so viel fromme Unbekümmertheit ist noch einmal ein Zeichen seines synkretistischen Glaubens, der zwischen Mystizismus, pantheistischer Naturverehrung, Bigotterie und strengem Katholizismus hin- und herschwankte. Entsetzt gibt er die Suche nach weiteren architektonischen Schönheiten in Solothurn auf, mit umso mehr Grund, als seine Wanderung nach Rom nicht als Kunstreise, sondern als strapaziöse Pilgerfahrt geplant war. Wie vor ihm in Gotthelfs Erzählung Doktor Dorbach und nach ihm Robert Walser verlässt er Solothurn à l'anglaise. Nachdem er in einer nicht genannten Wirtschaft noch vom Besten gespeist hatte, das man ihm vorsetzen konnte, machte er sich auf, um am gleichen Tag Burgdorf zu erreichen, obwohl es beinahe dunkel geworden war, freilich nicht ohne einen letzten Eindruck von Solothurn mit sich genommen zu haben:

«Ich überschritt die Aare, die hier herrlich breit und mächtig einher-

fließt und Bastionen hat, die auf kühne Art in sie hinein gebaut sind. Ich sah, wie das letzte Licht des Abends ihren Wassern zwischen den dunklen Ufern das Aussehen von stumpfem Metall verlieh, und ich fühlte eine beginnende Müdigkeit. . .

So ging ich in der Dunkelheit weiter, bis ich irgend einen Kreuzweg und ein Gasthaus erreichte.» So verbrachte er doch noch eine Nacht auf Solothurner Boden. Da später auch die Emme erwähnt wird, ist das Gasthaus vermutlich der St. Urs in Biberist. Als Fremder wird er in der Wirtsstube sofort Zielscheibe des Spottes der anwesenden «Bauern», die nicht begreifen, dass es Menschen gibt, die kein Deutsch verstehen und statt mit der Eisenbahn zu reisen, die spleenige Idee haben, zu Fuss durch die Welt zu wandern. Fast wehmütig vergleicht er ihr Verhalten mit der Weltoffenheit der Dorfbewohner seines geliebten Sussex. «Diese werden von einer nahezu kosmopolitischen Klasse heimgesucht, . . . die Zeitungen lesen und von Zeit zu Zeit ihren Dorfbewohnern Ansprachen über politische Themen halten. Aber hier, in der weiten Ebene an den Ufern der Emme, kannten sie nichts als sich selbst und die Kirche, die das gemeinsame Band Europas ist. Darum war es doppelt hart für mich, dass sie mich so sehr für einen Fremden halten mussten.» Verdriesslich über das unaufhörliche Gelächter, zieht er sich zurück.

Die Demütigungen, die Belloc in Biberist hatte über sich ergehen lassen müssen, haben ihre Nachwirkungen in der Beurteilung des Volksschlages, dem er zwischen Solothurn und Burgdorf begegnete. Die Vorurteile, die er gegenüber den Deutschen hat, überträgt er auf die Schweizer. Die Bewohner des untern Emmentals werden ihm zum Prototyp des Mitteleuropäers schlechthin: «Dieser Menschenschlag hatte sich seine eigene Umgebung geschaffen. — Die Leute, die vor Lachen ersticken wollten bei dem Gedanken, jemand könne kein Deutsch verstehen, hatten gleichsam jahrelang unter dem alleinigen Einfluss jahrelanger gleichbleibender Ideen ein deutsches Abbild geschaffen.» Das Bild, das er nun entwirft, wird zum Sinnbild der hier herrschenden Engstirnigkeit und des Konservatismus:

«Ich sah vor meinem Fenster die weit überhängenden Dachtraufen. Ich sah einen Apfelbaum gegen den grauen Himmel und das wirre Gras im Garten, die Hundehütte und das aufgestellte Fass waren ganz so, wie ich es auf jenen deutschen Bildern gesehen hatte, die sie in ihren Kinderbüchern haben und die mit dicken schwarzen Strichen gezeichnet sind; auch sah ich keinen Grund, warum nicht friedliche Gesichter in diesem Rahmen auftauchen sollten. Ich wartete auf die hellen glatten Haare und die schweren, schleppenden Schritte dieses Volkes, dessen einziger Gefühlsausdruck die Musik ist. — Aber es war noch zu früh, als dass irgendwer schon aufgewesen

wäre, . . . und mein deutscher Garten musste mir für meine Vorstellung von den Mitteleuropäern genügen.» Was ihm bleibt, ist das Gefühl vollkommener Fremdheit. Sich selber musste er eingestehen, dass seine Schwarzseherei auch mit der körperlichen Verfassung zu tun hatte. Den Weg vom Tal der Mosel nach Burgdorf hatte er in acht Tagen zurückgelegt. Sein Durchhaltewille wurde nur noch durch die Zuversicht aufrechterhalten, dass die gewaltigen Berge, die er vom Weissenstein aus gesehen hatte, bald wieder an seinem Leben teilhaben würden.

Als er Burgdorf erreichte, war die Sonne schon aufgegangen: «Ich ging dort zur Bahnstation, wo ich draussen Kaffee trank und Brot ass. Ich kaufte auch alte französische Zeitungen und betrachtete alles müde und mit traurigem Blick. Es gab nichts zu zeichnen. Wie kann ein Mann Schmerzen in Fuss und Knie zeichnen? Und das war alles, was es im Augenblick Bemerkenswertes gab.»

Nach kaum einer Stunde des «melancholischen Zeitvertrödelns» legte er die Karte auf den Marmortisch und begann die nächsten Etappen seiner Pilgerreise abzustecken.

Anmerkungen

1. «Der Weg nach Rom», Freiburg im Breisgau 1964, Herder-Bücherei. Übersetzung aus dem Englischen von Gertrud Jahn. Die Zitate, die sich auf Solothurn beziehen, sind leicht auf den Seiten 58–125 aufzufinden, weshalb auf Einzelhinweise verzichtet wurde. Irrtümer in der Übersetzung, die hauptsächlich auf Unkenntnis der topographischen Verhältnisse zurückzuführen sind, und Verschreibungen bei Ortsnamen wurden stillschweigend korrigiert.

2. Aus *Sigismund von Radecki* «Das Schwarze sind die Buchstaben», Köln, o. J., z. T. abgedruckt als Vorwort zu H. B. «Der Weg nach Rom» im Herder-Buch.

3. Der Abschnitt «Die Vision» (der Zwischentitel ist dem Text entnommen) erscheint hier leicht gekürzt, ohne dass die Kürzung jedesmal angezeigt wird.

4. Vgl. *F. Schwendimann*, «St. Ursen», Solothurn 1928, Supplement S. 66 ff. Die Jehova-Aufschrift bestand aus Bleibuchstaben.